

Umschau

Nach den Utopien

|| Deutsche Literatur der Gegenwart

Mit welchen Erwartungen darf man an die Literatur seit der deutschen Wiedervereinigung herantreten? Unter welcher Lichtblende möchten wir die Romane und Erzählungen der 90er Jahre lesen? Verlangsamt hat sich der Atem der Schreibenden schon vorher, danach nicht merklich beschleunigt. War das Jahr 1989/90 eine Zäsur – wie das Jahr 1945? Ein geschichtlicher Einschnitt ja, aber nicht vergleichbar mit dem Bruch am Kriegsende. Der große Roman der Wiedervereinigung ist bis heute nicht erschienen. Aber zahlreiche Autoren berichten als Erzähler und autobiographisch von den Unterwerfungen, der Unfreiheit, von Zwängen und Gewalt im DDR-Staat.

Für die Literatur der 50er Jahre hatte man früh einen Nenner gefunden: Er hieß *Bewältigung der Vergangenheit*. Im Lauf der 60er Jahre brachen sich gesellschaftliche *Utopien* Bahn, eine meist ideelle Gesellschaftskritik. Als Reaktion gegen dieses, das freie Erzählen hindernde Denken meldete sich im Lauf der 70er Jahre eine Sprechrichtung zu Wort, die man *Neue Subjektivität*, auch *Neue Sensibilität* nannte. Schreibende wollten ihr Bewußtsein nicht aufgehen lassen in ideologisierten Festschreibungen und Entwürfen, vielmehr sich selbst behauptend, auch befragend, „ich“ sagen. Erfahrungsberichte wurden publiziert, *Authentizität* galt als Kriterium. Die Texte selbst lasen sich differenzierter als ihre Etikettierung. Aber die Richtungsangabe bot den Lesern Hilfe. Die Feuilleton-Kritiken bis hin zur Medien-Präsentation im „Literarischen Quartett“ beließen es freilich bei Einzelbesprechungen. Zuordnungen, Interessenrichtungen, Übergreifendes, gar Tendenzen zu benennen, ist angreifbar.

Helmut Böttiger (geb. 1956), bis 2002 Feuilletonredakteur der „Frankfurter Rundschau“, wagte als erster einen literarischen Überblick von der Wiedervereinigung bis zur Gegenwart¹. Der Titel „Nach den Utopien“ ist treffend gewählt. Er öffnet den über Jahre ideologisch eingeengten li-

terarischen Raum. Der Leser ist neugierig, was denn nach den Utopien gedacht, empfunden, wahrgenommen, anvisiert wird. Wie schreibt sich die Ichbehauptung in den neuen Beziehungsgeschichten fort? Wie erklärt das selbstbewußte Individuum seinen Konflikt mit und sein Verhältnis zur Gesellschaft? In welchem Kontext breiten sich Beobachtung, Urteil, Ironie aus? Welche sprachlichen Mittel werden für die wahrgenommene Realität eingesetzt?

Böttiger hat sich bei dem umfangreichen Material (hier wird seine journalistische Herkunft sichtbar) im Prinzip für Autorenporträts entschieden. In sechs Kapiteln stellt er 20 Autoren und sechs Autorinnen vor. Strukturierende Gliederungsversuche sind schwierig. Böttigers Kapitelüberschriften sind in Wortwahl und Analyse sehr ungleich. Sie reichen von „Platzhirschen“ über „Humor und Melancholie“ (eine Sprechhaltung), die „späte Moderne des Ostens“ zu dem wertungsbezogenen, nicht konsequent ausgeführten Kapitel „Das Wissen, die Leere, das Ich“, von dort weiter über ein sehr unterschiedliches „Rhythmusgefühl“ zum journalistischen Nachschlag. Als „Platzhirsche“ besetzen Günter Grass, Martin Walser und der generationsjüngere Peter Handke das Gelände. Den dominanten Männern wird von den Autorinnen Christa Wolf zugeschlagen. Der Schweizer Adolf Muschg bleibt außer Betracht. Die markanten Autoren aus Ostdeutschland: Wolfgang Hilbig, Reinhard Jirgl, Durs Grünbein folgen erst nach „Humor und Melancholie“. Günter de Bruyn, Christoph Hein, Monika Maron fehlen. Ingo Schulze taucht erst im „Wissen-und-Leere“-Kapitel, zusammen mit dem ganz anders ausgerichteten Botho Strauß, dem Regensburger Autor des Industrieromans Ernst-Wilhelm Händler und dem Wiener Kritiker Robert Menasse auf. Ihre Gemeinsamkeit wird behauptet, kaum gezeigt. Zuletzt wird Hans Magnus Enzensberger als Hyper-Journalist unter die literarischen Jour-

nalisten gereiht. Man hätte den Essayisten und Lyriker auch zu den „Platzhirschen“ zählen können. Den Journalistinnen zugezählt wird, nicht eben einsichtig, die junge, vielseitig gelobte Erzählerin Judith Hermann. Gegen Ende wäre ein Blick auf die notierten, aussichtsreichen 30jährigen interessant gewesen.

Böttigers Darstellung fehlen Einleitung und Schluß. Man vermißt hinführende Überlegungen zur veränderten gesellschaftlichen Situation, klärende Sätze zum Phänomen Moderne und Postmoderne in der zeitgenössischen Literatur. Was hat sich in den Beziehungsgeschichten geändert? Sind sie privater, individualistischer geworden? Grass, Walser und Christa Wolf hätte man aus guten Gründen als die großen deutschen Chronisten von vier, ja fünf Jahrzehnten vorstellen können. Bei der deutschen Schwierigkeit mit Kontinuität ist eine so beständige Begleitung des öffentlichen Bewußtseins eine Leistung. Der Literaturstreit, der sich nach der Wende von Frankfurt aus um Christa Wolf entzündete, bleibt unerwähnt. Man warf der ostdeutschen Repräsentantin mangelnden Bekennermut, auch opportunistisches Verhalten vor. Wie sehr eine in ihre Gesellschaft integrierte Autorin mit Familie und Freunden im Konfliktfall auf sich selbst zurückgeworfen wurde, konnten westdeutsche Kritiker nicht ausreichend ermessen. Die schreibenden Frauen kommen bei Böttiger zu kurz. Elfriede Jelineks feministische Provokationen werden im Kapitel „Rhythmusgefühl“ vorgestellt. Das verharmlost ihren Anspruch und vernachlässigt die aggressive Konfrontation. Mit Hinweisen auf Querverbindungen und Vergleichen zu anderen Autoren hält sich Böttiger zurück. Der mythische Blick, der sich noch bei Böll, beim frühen Grass und Walser zeigte, der uns bei amerikanischen Gegenwartsautoren so beeindruckt, ist fast ganz verloren gegangen.

Leser, die in der Wohlstandsgesellschaft leben, können keine (heroischen) Helden verlangen. Die gibt es noch im Sport, im Kino, sie werden inszeniert im Fernsehen. Die Literatur zeigt Gestalten und Figuren, auch Hauptgestalten. Der Angestellte (bei Walser, Genazino), der Intellektuelle (bei Enzensberger, Strauß, Menasse), der Dissident (bei Jirgl, Hilbig), der ästhetische Verwandler (Handke), der unbefriedigte Beziehungsmensch

(Judith Hermann, Ulrike Draesner). Das Befinden und die Beziehung der Frau zur Gesellschaft hat Christa Wolf im realistischen Kontext und mythischen Muster schmerzvoll pathetisch dargestellt („Nachdenken über Christa T.“, „Kassandra“, „Medea“). Seit Jahren sind gestörte Zweierbeziehungen – mit Folgen für die Gesellschaft – ein großes Thema der Literatur. Sie werden von Böttiger als solche kaum bedacht, obwohl Botho Strauß mit „Paare Passanten“ das Stichwort und eindringliche Beschreibungen gab.

Nach bürgerlichen, auch aufklärerischen Vorstellungen reift der Mensch durch Erfahrung. Die Personen der Postmoderne kennen eine Zielvorstellung des Reifens durch Erfahrung nicht. Der Wiener Robert Menasse läßt seine Leo Singer-Gestalt sagen: „Das Bewußtsein weiß nichts mehr, hat aber alles, was es vergaß, als ein Ensemble von Zitaten und Paraphrasen in sich aufgehoben.“ Im Interview sagte Menasse, die Menschen in modernen Gesellschaften würden zunehmend ihre Fähigkeiten verlieren, „bis sie verkümmerte Existenzen geworden sind“. Das trifft sich mit der Generalkritik von Botho Strauß. Der, noch von Adorno geprägt, kennt das Stichwort „Verblendungszusammenhänge“ und „Leben im Falschen“. Bei ihm haben Menschen ihr Ich, ihre Zugehörigkeit, beseelte Gegenwart verloren. Sexualität kennt nicht mehr den Eros. Sehnsucht (Max Frisch sagte, sie sei unser Bestes) wird schon im Entstehen abgeblockt. Ein Höheres kommt kaum mehr in Sicht. Die Bewußtseinsindustrie konditioniert Bürger als Nutzer und Verbraucher. Totale Utilität und totaler Konsum – Literatur und Kunst sind erklärte Gegner.

Autoren schreiben Wahrnehmungen, Empfindungen, Vorstellungen, sie suchen Möglichkeiten des Lebens, eine gangbare Richtung. Postmodern sind alle Zusammenhänge schwierig geworden. Es ist lange her, seit der *Mythos der Ganzheit* die Romane von Goethe bis Thomas Mann, Hermann Broch („Schlafwandler-Trilogie“), Robert Musil („Der Mann ohne Eigenschaften“), Hermann Hesse („Glasperlenspiel“) beflügelte. Er wurde noch angestrebt bei Grass (von der „Blechtrommel“ bis zur „Rätin“), beim frühen Walser (in den „Kristlein“- und „Zorn“-Romanen), jüngst bei Handke in „Mein Jahr in der Niemandsbucht“. Auch Autoren müssen sich mit einer zugleich

überflutend und fragmentarisch erfahrenen Welt auseinandersetzen. Die Erfahrungen des einzelnen verbinden sich nicht mehr zu einem Ganzen. Jene anspruchsvolle Identität, die noch Sigmund Freud anstrebte, ist kein Ziel mehr, ein ganzheitliches Weltbild aus Kosmos und Geschichte kaum vorstellbar. Gottfried Benn schrieb im späten Gedicht „Verlorenes Ich“ mehr melancholisch als ironisch: „Du möchtest dir ein Stichwort borgen – / allein bei wem?“ Weder Ideologien noch Utopien konnten das Stichwort geben. Kulturkritiker diagnostizieren Teilphänomene. Jeder macht Beobachtungen im „main stream“. Aber die Neben-, die Gegen-, die Unterströmungen? Gerschom Scholem, geborener Berliner, der in Jerusalem die jüdische Mystik erforschte, bekannte einmal, dem Judentum sei die Offenbarung als Positivum abhanden gekommen. Die Offenbarung als Positivum hat die gesamte Moderne verloren. Die Postmoderne weiß gar nicht mehr, daß sie sie verloren hat.

Können Schriftsteller heute mehr als Einzelheiten des Bewußtseins und Ausschnitte des Verhaltens zeigen? Sie erzählen Beziehungsgeschichten, den Widerstreit des Ich mit den Verhältnissen, Unfreiheiten, Vereinnahmungen, Zwängen. Weil der Freiheitsanspruch so groß ist, werden Unfreiheiten minutiös registriert. Der Wahrnehmungs- und Bildverlust im totalisierenden Nachrichtenmüll ist ein großes Thema. Die Befindlichkeit des einzelnen und die Frage nach der möglichen Befriedigung seiner Bedürfnisse steht mehr im Visier als direkte Gesellschaftskritik. Indes beschreiben Autoren nicht nur Verhaltensweisen, sie zeigen Sprache, gesprochene und unausgesprochene, bedachte und gesuchte, verengende und befreiende. Vor und hinter Sprachgittern will Leben erkannt, erzählt, mitgeteilt werden. Eindringliches Fragen will nivelliertes Bewußtsein öffnen. Die Literatur ist immer noch Spiegel, Kritik und Entwurf menschlichen Verhaltens.

Helmut Böttiger hat das literarische Feld von journalistischen Beobachtungen her beschriftet.

Er nennt Werke, Absichten, Themen, charakterisiert Sprechweisen, skizziert Porträts. Namhafte Autoren könnten differenzierter charakterisiert werden. Das gilt für Christa Wolf, Günter Grass, Martin Walser, Peter Handke, Botho Strauß. Mit Markus Werner und Thomas Strittmatter hat Böttiger zwei wenig bekannte, persönliche Freunde auf die Bühne gehoben. Daß bei einigen Autoren, sogar bei Wolfgang Hilbig, gelegentlich der Gott der Offenbarung aufscheint, bei Patrick Roth die Christusgestalt thematisch wird, sei nur erwähnt. Kommentarlos ausgelassen hat Böttiger Peter Härtling, Ulla Hahn, Monika Maron, Undine Gruenter, Christoph Hein, Hartmut Lange, W. G. Sebald, Bernhard Schlink, Christoph Ransmayr.

Eine Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur, wie der Untertitel verspricht, ist es nicht geworden. Dazu fehlen nicht nur die meisten österreichischen und schweizer Autoren, sondern auch eine Benennung unterschiedlicher Interessen. In Wien oder Zürich sind Autoren nicht auf die deutsche Wiedervereinigung ausgerichtet. Aber Böttiger hat Pflöcke ins literarische Gelände eingeschlagen. „Nach den Utopien“ ist eine griffige Benennung. Sie notiert Veränderungen, kann sie aber nicht auf einen eigenen Nenner bringen. DDR und Wiedervereinigung sind vorrangige Themen ostdeutscher Autoren, postmoderne Sichtweisen bewegen vorab westdeutsche. Die brüchige Befindlichkeit des einzelnen im gesellschaftlichen Gefüge scheint allgemein auf. Die dargestellten Personen strampeln in den Netzen der Information, den Fängen einer zwar differenzierten, aber diffundierenden Vernunft. Glück wäre schön. Die Zweierbeziehungen, die umfassendere Beziehungen wenig bedenken, isolieren auch. Spiegelungen, Problemlagen, kein Anspruch auf Botschaft, es sei denn, der Leser finde sie selbst.

Paul Konrad Kurz

¹ Böttiger, Helmut: Nach den Utopien. Eine Geschichte der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Wien: Zsolnay 2004. 310 S. Gb. 24,50.